Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 11. 6. 1939 | Nr. 24

Vom Sonntag zum Sonnabend.

Beginnt unsere Woche eigentlich am Sonntag oder am Montag? Selbstverständlich am Sonntag. Darauf weist schon der Mittwoch hin, aber auch eine in Bayern und Österreich seit dem 12. Jahrhundert belegte Benennung für den Donnerstag: „Pfinztag". Das Wort ist aus dem griechischen pempte — fünfter abzuleiten, heißt also „fünfter Tag" und ist wahrscheinlich durch Vermittlung christlicher Glaubensboten, die die Benennung des Donnerstag nach dem heidnischen Gotte Donar ausrotten wollten, schon weit vor dem 12. Jahrhundert in diesen Gegenden heimisch geworden. Trotz alledem spukt in manchen Köpfen heute noch die Anschauung, die Woche beginne mit dem Montag, da Gott Himmel und Erde in 6 Tagen geschaffen und den letzten als Ruhetag gefeiert habe. Diese Anschauung entspricht der jüdischen Auffassung des Sabbaths. Schon im Urchristentum aber trat an die Stelle der Sabbathfeier am Ende der Woche mehr und mehr die Feier des ersten Tages der Woche, der zum „Tag des Herrn" ausgestaltet wurde. Er galt als der erste Schöpfungstag und als Tag der Auferstehung. Man feierte an ihm das Abendmahl, und der Kultustag wurde auch zum Ruhetag. Kaiser Konstantin der Große erhob ihn dann 321 zum staatlich anerkannten Feiertag.

Der von der Kirche für den Sonntag eingeführte Name „Tag des Herrn" lateinisch dies dominica, wurde von den romanischen Völkern übernommen (daraus z. B. französisch dimanche), während die Germanen die Bezeichnung der alten Römer, dies Solis — Tag der Sonne, aufgegriffen und althochdeutsch sunnuntag bildeten. Die christliche Kirche nahm daran keinen Anstoß, da ja Christus selbst sowie seine Auferstehung mit der aufgehenden Sonne verglichen und der Sonntag daher unschwer mit christlichem Gehalt erfüllt werden konnte.

Die Germanen zählten die Zeit nach Mondphasen. Unsere „Woche" nun — gotisch wiko, althochdeutsch wehha, später wohha — geht auf das lateinische Wort vices — „Wechsel" zurück, das von christlichen Missionaren eingeführt wurde und zu einem gemeingermanischen Begriff wurde. Es bezog sich zunächst auf den Wechsel zwischen Neu- und Vollmond, also auf eine vierzehntägige Frist, bis die siebentägige Woche die Regel wurde. Ob man diese Einteilung von den Römern übernahm oder nicht, ist strittig.

Spätestens im 3. Jahrhundert d. Chr. mag der Montag aufgekommen sein, und zwar als Übersetzung aus dem lateinischen dies lunao — „Tag des Mondes"; das französische lundi erinnert noch deutlich daran.

Zur selben Zeit entstand der Dienstag, und zwar wurde er nach dem römischen Vorbild des dies Martis — Tag des Mars (des Kriegsgottes) gebildet (daher französisch mardi)), jedoch in doppelter Weise. Im Süden setzte man den Namen des germanischen Kriegsgottes Ziu selbst ein, der sprachlich wieder auf Tiwaz, den obersten Himmelsgott der Indogermanen zurückgeht (vgl. griechisch Zeus). Man nannte also diesen Tag im Althochdeutschen ziostag, im Mittelhochdeutschen zistag. Im sächsisch-fränkischen Sprachgebiet dagegen wurde der Beiname Thinxus, den Ziu als Schützer des Things einführte, zu Grunde gelegt, und der Tag hieß danach z. B. im Mittelniederländischen dinxendach, im Mittelniederländischen dingesdach. Die niederländische Bezeichnung wanderte dann landeinwärts, verdrängte den zistag und bereitete sich im 17. Jahrhundert auch über Süddeutschland aus. Aus ihr wurde unser Dienstag.

Reichlich farblos ist der Mittwoch. Bei den Römern hieß er dies Mercurii — Tag des Merkur, daher französisch mercredi. Unsere Vorfahren nannten ihn „Wodanstag". Doch darf der Name wie überhaupt die mit einem Götternamen gebildeten Bezeichnungen nicht etwa so verstanden werden, als ob die Germanen an einzelnen Tagen bestimmte Gottheiten verehrt hätten. Der „Wodanstag" lebt nur noch im englischen wednesday, im holländischen woensdag und im dänischen onsdag (Odinstag) weiter.

Aus lateinisch Jovis dies — Juppiters Tag wurde französisch jeudi und im Deutschen, da man Donar dem Juppiter gleichsetzte, Donarstag und somit unser Donnerstag. Im Schwedischen heißt es dementsprechend torsdag und im Englischen thursday.

Der Freitag, althochdeutsch friatag, verdankt seine Benennung der Göttin Freia, nordisch Frigg, der Gemahlin Wodans, die als Liebesgöttin und Beschützerin der Ehe galt. Der Tag lehnt sich an die lateinische Bezeichnung Dies Veneris — Tag der Liebesgöttin Venus an, deren Name im Französischen vendredi fortlebt.

Und schließlich Sonnabend und Samstag. Ersterer ist bekanntlich mehr in Mittel- und Norddeutschland verbreitet, letzterer in Süd- und Westdeutschland. Bei den Römern hieß er Saturni dies — Tag des Saturn, worauf englisch saturday und holländisch zaterdag noch hinweisen. Ein mundartliches „Saterdag" ist auch in Norddeutschland noch bis ins 19. Jahrhundert bezeugt. Da man aber auf germanischem Boden keinen dem Saturn entsprechenden Gott verehrte, kam es zu Neubildungen, die eben uneinheitlich blieben. Der „Sonnabend", althochdeutsch sunnunabet, ist eigentlich der Vorabend des der Sonne geweihten Tages, dann der ganze Tag, und der „Samstag", althochdeutsch sambaztag, ist aus „Sabbath" und „Tag" zusammengesetzt und entspricht ganz dem französischen samedi (aus lateinisch sambati dies — kirchenlatein. sabbati dies.)

Im ganzen gesehen lassen die Namen unserer Wochentage jede Einheitlichkeit vermissen. Römisches und Germanisches geht bunt durcheinander, Himmelsgestirne, germanische Gottheiten und farblose Benennungen wie Mittwoch haben zur Einteilung unserer Woche in gleicher Weise beigetragen.

Dr. W.

CARPE DIEM!

Pflücke die Stunde, wär sie noch so blaß,
Ein falbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Heide;
Ach einst von allem träumt die Seele süß,
Von allem, was ihr eigen, sie verließ,
Und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide.

In alles senkt sie Blutestropfen ein,
Legt Perlen aus dem heiligtiefsten Schrein,
Bewußtlos, selbst in grauverhängte Stunden;
Steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,
Du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor
Nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,
Als die Vokabeln ihn in Not versenkt,
Wer möcht nicht wieder Kind sein und sich grauen?
Ja der Gefangene, der die Wand beschrieb,
Fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,
Die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt,
Daß, dem Gedächtnis eine Zentnerlast,
Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;
Doch selten schickt sie uns des Himmels Zorn,
Und meistens ist darin ein giftger Dorn,
Der Moderwurm geheimer Schuld verborgen.

Drum, wer noch einen Blicks nach oben wert,
Der nehme, was an Lieben ihm bescheert,
Die stolze, wie die Stund im schlichten Kleide;
Der schlürfe jeden stillen Tropfen Tau,
Und spiegelt drin sich nicht des Äthers Blau,
So lispelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu dich an deines Säuglings Lächeln, freu
Dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,
Mit dem er streckt die lustbewegten Glieder;
Wär zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,
Wenn er vor dir dereinst, ein Jüngling, steht,
Dein lächelnd Knäblein gibt es dir nicht wieder.

Freu dich des Freundes, eh zum Greis er reift,
Erfahrung ihm die kühne Stirn gestreift,
Von seinem Scheitel Grabesblumen wehen;
Freu dich des Greises, schau ihm lange nach,
In Kurzem gibst vielleicht du manchen Tag,
Um einmal noch dies graue Haupt zu sehen.

O wer nur ernst und fest die Stund ergreift,
Den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,
Dem spendet willig sie die reichste Beute.
Doch wir, wir Toren, drängen sie zurück,
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unsre Morgen morden unsre Heute.

Annette von Droste-Hülshoff.

Oberstleutnant von Scheele berichtet:

Deutsche Flieger holten Francos Truppen.

Dauerflüge über die Straße von Gibraltar.

Juli 1936, 85 Mann, Flieger, Monteure aus allen Gegenden Deutschlands stehen in Zivil auf dem Flugplatz von Döberitz und wundern sich, was sie dort sollen. In Berlin ist ein geheimer „Kriegsrat" zusammengetreten. „Der Führer", so erklärt der vorsitzende Oberst, „hat beschlossen, General Franco zu helfen. Wir werden ihm seine Moros aus Afrika nach Spanien bringen. 20 Junker und sechs Heinkel zu ihrem Schutz stehen zur Verfügung, Herr Major von Scheele, hätten Sie Lust, die Führung zu übernehmen?"

„Mein altes Landsknechtsherz sprang in die Luft", erzählt mir der inzwischen zum Oberstleutnant beförderte, von Deutschen und Spaniern gleich verehrte Offizier, „das war ein Auftrag nach meinem Sinn. War ich doch Anfang des Jahres 1914 als Leutnant mit den ersten deutschen Flugzeugen nach Südwest gegangen und hatte dort als junger Flieger den Engländern nach Kräften zugesetzt. Und jetzt sollte ich wieder als Führer zum ersten militärischen Unternehmen außerhalb der deutschen Grenzen herausziehen! Natürlich sagte ich mit Freuden „ja"!

„Ich versammelte meine Mannschaft um mich", fuhr der Oberstleutnant in seiner Erzählung fort, „orientierte sie und hielt eine sehr ernste Ansprache. „Wir wissen nicht", waren meine Worte, „was da unten los ist, ob alles schon vorbei ist, wenn wir kommen, oder ob wir dort unser Leben lassen werden. Aber eins sage ich euch, wir stehen vor der großen und schönen Aufgabe, zum erstenmal nach dem Weltkrieg als deutsche Männer etwas Außergewöhnliches zu leisten. Wer nicht sein Bestes tut, wird nach Haus geschickt. Mit diesem Handschlag sind wir auf Leben und Tod verbunden. — Wer hier bleiben will, kann jetzt heraustreten." 85 Handschläge besiegelten den Treubund.

Selbstverständlich durfte keine Seele von der Sache etwas erfahren. So kam die „Reisegesellschaft Union" zur Welt, die eine „Fahrt ins Blaue" nach Hamburg unternahm. Zwei Waggons wurden reserviert. Am nächsten Morgen, beim Abschied in Döberitz, kam ein Feldwebel in Uniform atemlos angerannt: er wisse Bescheid, er müsse auch mit. „Haben Sie Zivil?" — „Nein." — „Haben Sie einen Paß." — „Nein". — Herrgott, ich hatte ja auch keinen! Wir fuhren in größter Eile zur Paßstelle und ließen fotografieren. „Ziehen Sie Ihren Rock aus, im Hemde! Hemd ist Zivil!" Dann fuhren wir im Galopp zum Ministerium, um noch Karten von Spanien zu holen. Man wollte mich nicht hereinlassen. Endlich habe ich den Koffer voll Karten und sause zur Tür. Da wollte man mich nicht herauslassen. Die Paßstelle war jetzt überfüllt. Ich brülle: „Achtung, Achtung!" Bahne mir einen Weg durch das Publikum und klettere mit dem Feldwebel über den Tisch. Der Beamte war schwer entrüstet. Dann mußte der Antrag schriftlich vorgelegt werden. Ich diktiere einige kurze Angaben. Das Bild „im Hemd" wurde nicht angenommen. Also wieder raus, Zivil gekauft, nochmals fotografiert, und — endlich, endlich hatten wir die Päße.

Auf dem Hamburger Bahnhof stand ein Mann mit einem Schild: Reisegesellschaft Union. Wir folgten ihm und verschwanden in drei Omnibussen, die uns an einen verborgenen Kai brachten. Kein Mann der Besatzung des Dampers „Usaranun" wußte, wohin es geht. Man gab mir die Ladeliste. Meine Augen wurden groß und größer. Außer den sechs Jagdflugzeugen hatten wir Bomben und Flak an Bord. Was hatte das zu bedeuten? —

Die Fahrt benutzte ich, um meinen jungen Freiwilligen Vorträge über die romanische Mentalität und Wesensart des Spaniers zu halten und sie auf das Land, das sie alle zum erstenmal sehen sollten, vorzubereiten. Wir näherten uns der Biskaya. Plötzlich kam das uns begleitende Torpedoboot „Luchs" auf uns zu und teilte uns mit, es könne uns nicht mehr helfen, wir müßten allein durch die rote U-Bootkette. Die „Usaranun" wird verdunkelt, die erste Kriegswache aufgestellt. Wir waren entschlossen, schlimmstenfalls eine rote Kommission an Bord zu nehmen und mit ihr abzuhauen. Aber das Glück war uns hold; der Dampfer legte unbehelligt in Cadiz an. Jetzt wurde die Löschung mit allen Mitteln beschleunigt, trotz eines kleinen Zwischenfalles: eine Kiste brach auf und eine 250 Kilogramm-Bombe fiel krachend auf den Kai.

In Sevilla angelangt, hörte ich schon auf dem Bahnhof, daß einige Jus auf dem Luftweg eingetroffen seien. „Können Sie heute noch Moros bringen, Herr von Scheele?" — Ich wiederhole die Frage an meinen ältesten Bombenflieger, den leider am 4. April 1939 im Dienst für das Vaterland gefallenen Hauptmann von Morreau: „Morreau, können Sie sofort Moros bringen?" — „Jawohl, sobald die Maschine klar ist, aber ich habe keine Karten, Herr von Scheele.". — „Afrika liegt im Süden, Sie werden schon finden." Am Abend war Morreau mit seinen ersten Marokkanern da.

Mit 22 Passagieren hatte man angefangen, steigerte die Leistung aber bald auf 30 mit Waffen, obwohl die Flugzeuge nur für zwölf Menschen berechnet waren. Die Moros verfügen über eine große Anlage zur Luftkrankheit, so daß die Kabinen nach jeder Landung gründlich gereinigt werden mußten. Inzwischen war auch der Zug mit den Ersatzteilen, der Munition und Flak angekommen. Nun begann mit fünf bis sieben Maschinen der laufende Transport von Tetuan nach Jerez de la Frontera. In den ersten vier Wochen wurden 10 000 Marokkaner übergesetzt und spanische Artillerie im Gewicht von 9000 Moros.

Die Roten waren auf unser Unternehmen aufmerksam geworden. Das Schlachtschiff „Jaime I" begann die Transporte schwer zu beschießen, und die mit Geschützen bestückten roten Fischerboote versuchten die Überfahrt zu hindern. Eines Tages kam Morreau und sagte mir, es ginge nicht mehr, wir würden zu stark belästigt. Ich sagte ihm: „Dann schießen Sie doch einfach wieder." „Das dürfen wir doch nicht, Herr von Scheele." — „Ich befehle es Ihnen!" Am nächsten Morgen starteten Henke und Morreau. Sie fanden den „Jaime" im Hafen von Malaga. Leutnant Graf Hoyos kam in die Führerkanzel und meldete: „Schiff Volltreffer, Maschinengewehr geschossen und fotografiert." „Jaime I." fiel für mehrere Wochen aus und hat nie wieder seine ursprüngliche Knotenzahl erreicht. So konnte der Transport fortgesetzt werden.

Aber der Krieg ging langsam vorwärts. Die Spanier, denen wir inzwischen das Fliegen von Bombern beigebracht hatten, warfen die „Pillen" (Artilleriegeschosse) mit großem Schneid aus der Tür heraus; es fehlte ihnen aber an

Erfahrung. Der Flugzeugführer Henke versorgte als erster die Verteidiger des Alkazars von Toledo mit Lebensmiteln, und Hauptmann Morreau tat bald das gleiche. Deutschland schickte dann, sobald es die politischen Möglichkeiten gestatteten, einen militärischen Verband nach Spanien. Auf dem Luftwege trafen 35 Jus 52 ein. Es entstand die „Legion Condor", das „Räuberkommando Scheeke" hatte seinen Abschluß gefunden.

„Zahlreich wie der Sand am Meer!"

Wieviel Ahnen haben wir?

Astronomische Zahlen.

Im Juniheft von Westermanns Monatsheften untersucht Karl Friedrich die Zahl der Ahnen, die jeder Mensch hat. Es heißt in seinen Ausführungen u. a.:

Nehmen wir an, daß ein Menschengeschlecht rund 30 Jahre umfaßt — das Heiratsalter ist wohl meist etwas niedriger —, so erscheinen in 300 Jahren 10 Geschlechter. Da aber die Ahnenreihe mit der Potenzreihe wächst, dergestalt, daß sie 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern usw. aufweist, so muß jeder Mensch vor 300 Jahren 2^{10}, d. h. rund 1000 Ahnen gehabt haben. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß keine Verwandtschaftsheiraten vorkommen, durch die allemal die Sache sich vereinfacht. Unter dieser Voraussetzung aber hatte jeder Deutsche vor 300 Jahren, d. h. 1639 zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, rund 1000 Ahnen.

Gehen wir um abermals 300 Jahre oder 10 Geschlechter zurück, so kommen wir zum Jahr 1339, d. h. in die Zeit, da die deutschen Kurfürsten mutig genug waren, auf dem Tag zu Rense (1338) zu erklären, daß die deutsche Kaiserkrone nur durch die Wahl der deutschen Kurfürsten vergeben werde. In jener Zeit lebten von jedem vor uns, unter der schon einmal betonten Voraussetzung, 2^{20} oder rund 1 Million Vorfahren.

Ein weiteres Zurückgehen um 300 Jahre oder 10 Geschlechter führt in die Zeit, da Kaiser Konrad II. starb und sein Sohn, der machtvolle Salier Heinrich III., im Jahre 1039 den deutschen Thron bestieg. Es ist die Blütezeit mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit, und wäre es uns möglich, unsere Ahnen bis zu jenem fernen Zeitpunkt restlos festzustellen, so kämen wir auf die stattliche Zahl von 2^{30} oder rund 1000 Millionen Vorfahren. Das ist schon mehr, als damals der ganze Erdball an Menschen gezählt haben mag, und es müssen darum jetzt schon zahllose Verwandtschaftsheiraten aufgetreten sein.

Ein nochmaliger Schritt vor 300 Jahren führt zum Jahr 739, d. h. in die Zeit, da der Karolinger Karl Martell 732 die aus Spanien vordringenden Araber bei Tours und Poitiers entscheidend aufs Haupt schlug. Die Zahl der Vorfahren eines jeden von uns aber betrug damals theoretisch 2^{40}, d. h. rund 1 Billion Menschen. —

Für das Jahr 439, das mitten in die Stürme der Völkerwanderung fällt, erhöht sich diese Zahl auf 2^{50} oder rund 1000 Billionen Ahnen, und im Jahre 139 — der römische Kaiser Hadrian starb 138 — waren es theoretisch gar 2^{60} oder rund 1 Trillion Menschen.

Gehen wir jetzt noch um weitere 4 Generationen oder 120 Jahre zurück, so komen wir zu Christi Geburt und damit zu der unfaßbar großen Zahl von 16 Trillionen, ausgeschrieben 16 000 000 000 000 000 000 Ahnen. In der Tat, auch bei ungezählten Verwandtschaftsheiraten sind unsere Vorfahren „zahlreich wie der Sand am Meer"!

Der Schmied mit dem Pour le mérite.

Von Theodor Gahn.

Das niederschlesische Peterwitz am Fuße der jauerschen Berge ist kein Dorf wie jedes andere. Überall stapft man hier in Blüchers Spuren. Das Dorf steht auf blutgetränktem Boden. In den Vorgärten der Peterwitzer sah man noch vor einigen Jahrzehnten Grabhügel als stumme Zeugen manches heldenmütigen Soldatentods. Die Ruine der Peterwitzer Dorfkirche ragt als ein stilles Mahnmal. Eine Tafel über der alten Schmiede des Niederhofes kündet, daß die Russen hier Anno 1813 ihr Wachtlokal aufgeschlagen hatten.

Von dieser Schmiede aber weiß die Dorfchronik manches zu berichten, was länger zurückliegt, als die Schlacht an der Katzbach.

Das schlesische Land stand im Siebenjährigen Krieg. Bei den Freischaren des Obersten Quintus Izelius hatte sich ein junger Schmiedegeselle anwerben lassen, der sich sehr bald so hervortat, daß er zum Offizier befördert wurde. Später rückte er auf Vorschlag seines Kommandeurs zum Hauptmann auf und wurde mit dem Pour le mérite ausgezeichnet. Obwohl sein Oberst sich mehrfach für ihn einsetzte, erhielt der Brave aber nach dem Feldzug weder eine Anstellung noch eine Rente, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als zu seinem Handwerk zurückzukehren. Der Ritter des Ordens Pour le mérite wurde in eben derselben Schmiede, die man heute allgemein als das Wachtlokal der Russen von 1813 kennt, Beschlagschmied in Peterwitz. Und um der groben Nichtachtung, mit der man seine Dienste für das Vaterland gelohnt, auf seine ingrimmige Weise zu spotten, trug er bei seiner Arbeit hinter dem Amboß stets und ständig den hohen Orden am schwarz-weißen Bande um den rußgeschwärzten Hals.

Es war bei einer der großen Truppenrevuen, die alljährlich in Schlesien abgehalten wurden, im Jahre 1772, als der General von Seydlitz vor der Peterwitzer Schmiede abstieg, um seinem Pferde ein neues Eisen auflegen zu lassen. Die Verblüffung des Generals war sicher nicht gering, als er über der nackten Brust des Hufschmiedes den Pour le mérite hängen sah. Zunächst glaubte Seydlitz an eine üble Verunglimpfung und stellte den Schmied zur Rede. Aber bald wußte er, daß er einen Hauptmann a. D. und Ritter des höchsten preußischen Ordens vor sich hatte. Der General verstand den tiefen Groll des Schmiedes.

Noch am gleichen Abend machte Seydlitz seinem König Meldung. Am nächsten Tage ritt Friedrich selbst zur Schmiede: „Warum hat Er sich nach Auflösung der Freikorps nicht um eine Versorgung beworben?" — „Majestät halten zu Gnaden", erwiderte der Schmied, „ich sowohl wie mein Chef der Herr Oberst haben vergeblich versucht, bei Eurer Majestät eine Pension zu erwirken!" — „Nun, so biete ich Ihm eine solche an, wenn Er sich von seinem Gewerbe zurückzieht!" schlug der König vor. — „Majestät, jetzt brauche ich Ihrer Gnade nicht mehr; ich ernähre mich durch meiner Hände Arbeit, und das genügt mir vollkommen!"

Die Dorfchronik berichtet, daß der Große Friedrich nicht ungehalten war, als er nach diesem eindeutigen Bescheide wieder von dannen ritt. Der König liebte Aufrichtigkeit und Mannhaftigkeit. Auf dem Umweg über den Oberst Quintus Izelius aber gelang es Friedrich schließlich doch noch, den Tapferen zur Annahme eines Ehrensoldes zu bewegen. Der Schmied mit dem Pour le mérite lebte dann in einem anderen Orte des Kreises Jauer noch viele Jahre.

Lebensspruch.

Zeig', was du kannst,
zeig', wer du bist!
Auch wenn die Not
am Leibe frißt!

Das Letzte hol'
aus dir heraus!
Schlepp' Steine 'ran,
bau dir dein Haus!

Kein Wunder ist
auf dieser Welt.
Du bist allein
auf dich gestellt.

Du siegst, wenn du
dein Schicksal bannst.
Zeig', wer du bist
und was du kannst!

Walter Rispeter.

Bologna, Wiege der Weisheit.

Europas älteste Hochschulen.

Die südfranzösische Universität Grenoble feiert in diesem Monat ihr 600jähriges Bestehen — kann also auf das Gründungsjahr 1339 zurückblicken, in dem Humbert II., Herrscher des Dauphinats, nach Einholung der päpstlichen Erlaubnis — entsprechend der Sitte der Zeit — eine Universität errichtete.

Es ist reizvoll, anläßlich des Grenobler Jubiläums die ältesten Universitäten in Europa zusammenzustellen. Zwar fällt es schwer, die Grenze zwischen „Universität" und einer „gelehrten Schule" oder auch irgendeiner geistlichen gelehrten Körperschaft in jener frühen Epoche zu ziehen. Jedenfalls gehören Paris, Padua, Prag sowie Bologna, Salerno, Salamanca und Oxford und auch noch Heidelberg, Wien und Erfurt zu den ältesten Universitäten, von denen wir schon früh hören.

Schon des altdeutschen Dichters Hartmann von der Aue „Armer Heinrich" zieht nach der hochberühmten und gelahrten Ärzteschule Salerno im südlichen Italien (gegr. 1150). Der frühmittelalterliche Meister Abälard, der durch seine unselige Liebesgeschichte mehr bekannt wurde als durch seine gelehrten Studien, lernte und wirkte bereits an der Universität Paris (gegr. ebenfalls 1150); sie war durch theologische und philosophische Studien besonders bekannt.

Padua (gegr. 1220) hatte als berühmte Stätte der Rechtswissenschaft auch von jenseits der Alpen Zuzug. Man kann manchen guten deutschen Namen in den Hallen der alten Kirche der Eremitani, der Universitätskirche von Padua verzeichnet finden. Namen von deutschen Studierenden, die dort verstarben. Die italienischen Rechtsschulen Bologna und Ravenna bestanden sogar schon im 12. Jahrhundert, Bologna, 1119 gegründet, gilt als die älteste Universität Europas; Oxford, Englands „klassische" Hochschule wurde im 13. Jahrhundert Universität. Salamanca war ebenfalls Anfang des 13. Jahrhunderts schon spanische Hochschule.

Im 14. Jahrhundert hat auch das deutsche Sprachgebiet bereits eine stattliche Reihe von Universitäten aufzuweisen, — neben Prag (1347) und Wien (1365) auch auf altem deutschen Reichsgebiet Heidelberg, Köln, Erfurt, die alle drei in der Zeit von 1386 bis 1392 entstanden. Im 15. Jahrhundert eröffnet die Gründung der Universität Leipzig (1409) eine große weitere Reihe deutscher Universitätsschöpfungen. Mit Überschreitung der Schwelle des 15. Jahrhunderts aber können wir nicht mehr eigentlich von „ältesten" Universitäten sprechen.

Wenn wir freilich die Akademie des Platon in Athen oder die sogenannten „Athenäen" römischer Kaiser (z. B. Hadrians), zuerst in Rom und bald in anderen Provinzial-Städten, dazu rechnen wollten, so kommen wir noch auf ganz andere „älteste" Hochschulen. Aber ebenso wie die arabischen Medressen oder Medersen (geistliche Schulen), die in Spanien schon früh bestanden und viele Gelehrsamkeit verbreiteten, sind jene frühesten Institutionen zur Verbreitung und Weitergabe von Wissensstoff nicht Universitäten im heutigen Sinne. Unter diesen kann Italien beanspruchen, die ältesten zu besitzen und Deutschland sich rühmen, die größte Fülle derselben schon in früher Zeit, noch bis zur Schwelle des 15. Jahrhunderts, entwickelt zu haben.

Achtung deutsche Tennisspieler!

Die VI. Deutschen Tennismeisterschaften in Polen nahen.

In diesem Jahre hat es der Deutsche Tennis-Club Bromberg wieder übernommen, die Meisterschaften der Deutschen Tennisspieler in Polen durchzuführren. In Übereinstimmung mit dem „Polski Związek Lawn-Tenisowy" in Warschau werden die Meisterschaften als VI. Internes Deutsches Tennis-Turnier ausgeschrieben, das vom 27. bis 29. Juni in Bromberg stattfindet. Die Wettspielordnung sieht vor:

Herren-Einzel, Damen-Einzel, Herren-Doppel, gemischtes Doppel und die Meisterschaft, ferner Herren-Einzel Klasse B, Damen-Einzel Klasse B, Senioren-Einzel, Junioren-Einzel und, in diesem Jahre zum ersten Male, Herren-Einzel der deutschen Presse.

Wie in den Jahren 1934/35 und 1937 will der DTC-Bromberg die Meisterschaften auch diesmal wieder zu einem großen sportlichen Ereignis werden lassen. Die bei allen deutschen Tennisspielern Polens bekannte schöne Anlage des DTC wird augenblicklich einer gründlichen Erneuerung unterzogen, so daß die fünf roten Allwetterplätze in bestem Zustand sein werden. Das geräumige Klubhaus und eine gastfreundliche Aufnahme werden dazu beitragen, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu machen. Es wird erwartet, daß möglichst viele deutsche Tennisspieler aus Polen an der Veranstaltung teilnehmen. Meldungen sind zu richten an: Deutscher Tennis-Club Bydgoszcz, Zamojskiego Nr. 16.

Auf Robinsons Spuren.

Filmexpedition nach Juan Fernandez.

Dr. Arnold Fanck, der kürzlich von seiner Filmexpedition nach Juan Fernandez im Stillen Ozean wieder zurückgekehrt ist, hat einem Berliner Mitarbeiter der „Zeit", der führenden Tageszeitung des Sudetenlandes, von seinen Eindrücken und Erlebnissen auf der sagenumwobenen Robinson-Insel folgendes erzählt:

Ehe wir Dr. Fanck bitten, uns von seiner filmischen Arbeit, von seinem Robinson-Film, zu erzählen, brennt uns die Frage auf den Lippen: „Wie sieht es auf der Insel unserer Knabenträume aus und sind Sie noch auf irgendeine Spur, auf irgendein Andenken gestoßen an den seligen Robinson, den ehrenwerten schottischen Seemann Alexander Selkirk, der doch sein Urbild war. Ist noch alles Urwald und Wildnis, wie es uns der fabulierende Daniel Defoe so farbenprächtig geschildert hat?" Der Mann, der soeben von der Robinson-Insel kommt, holt tief Atem: „Andenken an Robinson . . . ja . . . aber sie sind dürftig. Es sind ja auch schon 230 Jahre her! Da ist gleich am Gestade des Ozeans die berühmte Robinsonhöhle. Wir zweifelten keinen Augenblick daran, daß es sich hier um jene Höhle handelt, die Defoe in seinem berühmten Buch geschildert hat, und diese Schilderung entspricht noch heute im wesentlichen dem Bild der Höhle, wie es gewiß Selkirk dem Dichter übermittelte. Sie liegt so dicht am Strande, daß es als selbstverständlich erscheint, daß ein vom Schiff Verschlagener zuerst einmal in ihr ersten Unterschlupf sucht. Lange dürfte er es allerdings nicht darin ausgehalten haben, denn sie ist von Wind und Stürmen umbraust, und man kann sich gut vorstellen, daß Robinson Selkirk alles daransetzte, sich so schnell wie möglich die nötigen Handwerkszeuge zu beschaffen, um sich im Innern der Insel eine Hütte zu bauen."

„Und in der Höhle selbst — gab es da noch ein Andenken an ihren, in die Weltliteratur eingegangenen ersten Bewohner?" fragen wir weiter. „Vor Jahren soll es dort noch einen Holzpflock — er diente wohl als eine Art Tisch — gegeben haben, in den ein großes S eingeschnitzt war. An den Wänden der Höhle nahmen wir viele Löcher wahr, in denen sich vielleicht einmal kleine Holzscheite befanden, an denen Gerätschaften aufgehängt wurden. Übrigens haben der Kameramann Rautenfeld und mein Sohn, als sein Assistent, vierzehn Tage in der Höhle regelrecht gehaust. Ich kann Ihnen sagen: wie die Wilden! Wir hatten dort unsere ganzen Apparate untergebracht, und die Beiden mußten zur Bewachung bleiben. Wir haben ja gerade vor dieser Höhle einen Teil unserer wichtigsten Szenen gedreht.

Das Wahrzeichen der Insel aber ist der große Gedenkstein, der in der Nähe von Selkirks denkwürdigem „Lugaus", von wo aus er immer Ausschau nach einem rettenden Schiff hielt, steht. Im Jahre 1868 errichteten der Kommandant Powell und die Offiziere des englischen Kriegsschiffes „Torpaze" diesen Stein mit folgender Inschrift: „Dem Andenken an Alexander Selkirk, Seemann, gebürtig aus Largo in der Grafschaft Five, Schottland, welcher auf der Insel in völliger Einsamkeit vier Jahre und vier Monate lebte. Er wurde gelandet von der Galeere „Fünf Hafen", 96 Tonnen, 16 Geschütze, A. D. 1704, und wieder mitgenommen durch den Kaper „Herzog" am 12. Februar 1709. Er starb als Leutnant SMS „Weymouth" A. D. 1723, 47 Jahre alt." Viele Andenken an Selkirk sind übrigens im Museum zu Edinburgh als Reliquien aufbewahrt, beispielsweise sein berühmter Sonnenschirm, seine Pelzmütze und seine Pelzkleidung.

„Ein paar hundert Meter weit von der Küste „breitet sich der Urwald über die ganze Insel aus", so erzählt Dr. Fanck weiter. „Dichter, undurchdringlicher Wald mit phantastischen Farngewächsen, mit Rhabarber, der drei Meter hoch wächst, und zahllosen Palmen. Die Insel ist in botanischer Hinsicht eine der interessantesten im Stillen Ozean, soll es doch dort über 700 verschiedene Pflanzenarten geben, davon etwa 50, die überhaupt nur auf diesem Inselreich vorkommen. Tiere gibt es aber so gut wie gar keine, mit Ausnahme von Wildziegen, die noch die alten spanischen Entdecker eingeführt haben, und kleine Papageienarten. An der Küste sind Seehunde zahlreich, und aus dem Meere holt man sich Langusten, soviel man nur haben will. Und von ihnen leben die Menschen, die sich im Laufe des letzten Jahrzehnts dort an der Küste angesiedelt haben. Es sind etwa hundert an der Zahl, und das einzige rentable Unternehmen bildet eine „Langusten-Fabrik".

„Gibt es auch Deutsche unter den Bewohnern?" erkundigen wir uns weiter. „Drei Deutsche leben auf Juan Fernandez", antwortete Dr. Fanck. Einer ist Zahnarzt, aber die Leute müssen dort alle gute Zähne haben; denn sein „Betrieb" war nicht sehr groß. Ihm ging der Ruf voraus, ein guter Koch zu sein, und so engagierte ich ihn als Expeditionskoch für die Dauer unseres Aufenthalts. Er verstand es hervorragend, einen Hammel am Spieß zu braten, von den Langusten, die er meisterhaft abkochte, ganz zu schweigen. An ihnen hatten wir uns in den ersten vierzehn Tagen schon übergegessen. Immer Hummer — morgens, mittags, abends —, wer hält das aus? Der zweite Deutsche war ein ehemaliger Matrose des Grafen Luckner. Wir nannten ihn „Caruso". Er stand als Monteur in Diensten der Langustenfabrik. Und der dritte Deutsche auf Juan Fernandez ist Hugo Weber", fährt Dr. Fanck fort, „und damit wären wir mitten in unserem Filmthema und Schaffen angelangt. Denn sein Schicksal war es ja gerade, das mir die Anregung zu meinem Film von der Robinsoninsel gab und das mich bewog, die weite, sechs Wochen lange Seereise zu machen.

„Was dem seligen Defoe sein Alexander Selkirk war, das war für mich dieser Hugo Weber: Anregung zum freidichterischen Schaffen. Doch unterscheidet sich mein Filmroman von dem Defoes insofern, als ich eben nur Webers Schicksal als Anregung übernehme und nur im Ausgangspunkt meiner Handlung damit übereinstimme, als auch meine Hauptfigur ein Matrose des Kreuzers „Dresden" ist, der sich auf die Insel rettet und später wieder freiwillig nach ihr zurückkehrt. Aber meinem Robinson ergeht es dann so, daß er durch Zufall durch das Radio von dem Wiederaufstieg der Heimat erfährt und daß er dann nur noch den einen Wunsch hat: heimzukehren. Aber ist es nicht ganz sonderbar" — Fanck spricht jetzt ganz langsam und beinahe feierlich — „diese dichterische Gestaltung ist der Wirklichkeit über den Ozean vorausgeeilt, denn dieser Hugo Weber hatte sich auch ein Radio zusammengebastelt und mit heißen Wangen und glühenden Augen immerzu von dem neuen Deutschland erfahren, so daß ihn plötzlich die Sehnsucht packte, wieder heimzukehren. Als wir nach Deutschland abfuhren, da stand er mit seiner Frau am Ufer, und beide hatten Tränen in den Augen.